

# Johannes Fried

## Der Schleier der Erinnerung



Grundzüge  
einer  
historischen  
Memorik

beck<sup>ische</sup>  
reihe

Johannes Fried

# **Der Schleier der Erinnerung**

Grundzüge einer  
historischen Memorik

Verlag C.H.Beck

## Zum Buch

Erinnern und Vergessen sind grundlegende Prozesse menschlichen Lebens. Wie weit aber reicht die verformende Kraft des Gedächtnisses tatsächlich? Die moderne Geschichtswissenschaft hat sich der Frage bisher kaum gestellt, obschon die Mehrzahl der historischen Quellen auf Gedächtnisleistungen beruht. Die Unzuverlässigkeit des menschlichen episodischen Gedächtnisses erweist sich schon im Hinblick darauf, wie fehlerhaft es die Sachdaten eines Geschehens, den Ort, die Zeit, die daran Beteiligten erinnert und festhält. Diese Unzuverlässigkeit erfordert neue methodische Überlegungen und Zugänge für die historische Quellenkritik.

Johannes Fried erläutert in diesem Buch die Ergebnisse moderner Kognitionswissenschaften und konfrontiert sie mit ausgewählten Beispielen der modernen und mittelalterlichen Geschichte. Sein Ergebnis: Vergangenheit wird in der Gegenwart stets neu geschaffen; unbewußt konstruiert aus unterschiedlichen Elementen erinnerten Geschehens. Wesentlich geprägt durch die Erfordernisse der jeweiligen Gegenwart entstehen scheinbar stimmige Vergangenheitsbilder, die doch in ihren elementaren Aussagen erheblich vom tatsächlich Geschehen abweichen können. Jede Erinnerung und damit jede Quelle ist deshalb auf ihre Gegenwart hin zu befragen, um sie beurteilen zu können. Am Ende stehen neue Regeln für den Umgang mit Geschichte.

## Über den Autor

*Johannes Fried* war bis zu seiner Emeritierung Professor für Mittellateinische Geschichte an der Universität Frankfurt. 1995 erhielt er für sein Werk *Der Weg in die Geschichte* den Preis des Historischen Kollegs. 2006 wurde er mit dem Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa ausgezeichnet. Bei C.H.Beck ist zuletzt von ihm, zusammen mit Olaf B. Rader, erschienen: *Die Welt des Mittelalters. Erinnerungsorte eines Jahrtausends* (2011).

Die erste Auflage dieses Buches  
erschien in gebundener Form 2004.

*Wir aber sind Gestrige  
Hesterni quippi sumus  
(Job 8,9)*

1., durchgesehene und erweiterte Auflage in der Beck'schen Reihe. 2012

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2012

Umschlaggestaltung: malsyteufel, Willich, nach einem Entwurf  
von Uwe Göbel, München

Umschlagabbildung: Jan Vermeer, Der Künstler in seinem Atelier (Detail)

© Kunsthistorisches Museum, Wien

ISBN Buch 978 3 406 63175 7

ISBN eBook 978 3 406 63176 4

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel  
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.

## Vorwort

Ich bin mein Gedächtnis. Die Erkenntnis ist nicht neu. Jede Kultur verdankt sich und ihr Wissen ihrem Gestern. Alles Wissen ist gestrig. Ob es sich heute erweitert, wird sich in der Regel erst morgen entscheiden. Es verdankt sich dem Zusammenwirken von zerebralen, interzerebralen und kulturellen Aktivitäten, wobei ‹Zufälle› auf beiden Seiten mit im Spiele sind; ob indessen oder wieweit auch ‹Freiheit› eine Rolle spielt, ist zumindest umstritten. Wissenskulturen – gleichgültig, ob in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, ob als umfassende Wissensgesellschaften oder als partielle Wissensklüngel – leben und sterben mit ihrem Gedächtnis. Dasselbe gibt sich als kollektives und als kulturelles, doch exprimiert es sich stets als individuelles Gedächtnis. Kulturgeschichte – Kultur im weitesten Sinne des Wortes verstanden – bedarf somit einer umfassenden Gedächtnisforschung, der Erforschung nämlich dessen, was ‹wir› wissen, unter welchen Bedingungen derartiges Wissen zustande kam, wie es wirkte und neues Wissen möglich machte, wie es generiert, tradiert und transformiert wurde und wird.

Historiker freilich sind, wie unten zu zeigen ist, dem Gedächtnis – der eingeschränkten Zuverlässigkeit seiner Leistungen, seinen ‹Arbeitsweisen› und den daraus sich ergebenden Konsequenzen für die Beurteilung seiner Elaborate – weithin ausgewichen, obgleich doch ein Großteil ihres Quellenmaterials sich irgend Erinnerungen verdankt. Zumal Antike und Mittelalter sind ob der Eigenart und Dürftigkeit ihrer Überlieferungen betroffen, aber keineswegs nur sie. Auch die neuere und neueste Geschichte unterliegen den Konditionen, die das Gedächtnis und seine Medien vorschreiben; keine Gegenwart und keine Wissenskultur entkommt der Angewiesenheit auf das Erinnerungsvermögen ihrer Wissensträger und dessen Grenzen. Wo aber liegen diese letzteren und wie wirken sie auf den Kulturwandel ein? Derartige Fragen beschäftigen nicht bloß die Neuro- und Geschichtswissenschaften, vielmehr jedes Unternehmen, das auf Wissen, Wissensmanagement und Wissenskultur angewiesen ist. Sie zielen auf eine kulturelle Gedächtnistheorie, eine umfassende Memorik.

Die folgende Untersuchung nahm ihren Ausgang bei Fragen nach der sachlichen Zuverlässigkeit mündlicher Traditionen im Mittelalter, wie sie jede erzählende Quelle der Epoche beherrschten. Bald zeigte sich, daß

die traditionelle Quellenkritik nicht zureichte, um die Gedächtnis-Phänomene zu beurteilen, mit denen diese Überlieferung aufwartete. Rat und Hilfe wurde gesucht zunächst bei der Ethnologie, sodann bei experimenteller Psychologie und zuletzt bei weiteren Kognitionswissenschaften mit Einschluß der Neurophysiologie. Die Ergebnisse sind Zwischenetappen; sie müssen sich einstweilen mit der gedächtniskritischen Betrachtung einzelner Episoden begnügen und können noch nicht zu umfassenden Entwürfen größerer Zusammenhänge oder ganzer Geschichtsepochen vordringen. Gleichwohl werden auch die vorgetragenen Korrekturen und Hypothesen nicht jedem Historiker, auch vielen Historikerinnen nicht schmecken.

Ein erster Entwurf des hier vorgelegten Buches geht auf sechs Vorträge zurück, die ich auf Einladung des unvergeßlichen Cinzio Violante im Dezember 1996 an der Scuola Normale Superiore in Pisa halten durfte. Violantes erstaunten Blicken, seinen Fragen und Kommentaren, seinen Zweifeln und seiner Ermutigung verdankt dieses Buch mehr, als sein Text zu erkennen gibt. Ohne ihn hätte ich es wohl nie zu schreiben begonnen. Ich bedaure zutiefst, ihm das fertige Werk nun nicht mehr übergeben zu können. Die Präferenz italienischer Beispiele – Goten, Langobarden, Benedikt von Nursia, Venedigs Seesieg an der Punta Salvore, der Grenzstein von Marzano, der Streit um das Val di Lago di Bolsena, der Prozeß um die Grafschaft im Val Blenio u. a. – ist durch den Vortragsort begründet. Dankbar war und bin ich für die Hilfe bei der Übersetzung, die damals, in tagelanger Nacharbeit, Prof. Livia Fasola und Dr. Gundula Grebner leisteten. Den lebhaften Diskussionen im Anschluß an die Vorträge schulde ich zahlreiche Anregungen und weiterführende Hinweise, auch und nicht zuletzt die Korrektur von Irrtümern.

Notwendige Ermutigung zu dem nun abgeschlossenen Unternehmen erfuhr ich durch Ernst-Peter Wieckenberg und Detlef Felken. Überhaupt gilt der Dank zahlreichen Gesprächs- und Diskussionspartnern. Aleida und Jan Assmann, Neithard Bulst, Dieter Groh, Paul Hoyningen-Huene, Christoph von der Malsburg, Wolf Singer seien stellvertretend für viele genannt – die einen, weil sie die ersten waren, mit denen ich die aufgeworfenen Fragen erörtern konnte, die anderen, weil sie nachsichtig die Fragen des Laien ertrugen. Manch ein Streitgespräch mit meinen Frankfurter Kollegen liegt hinter uns. Überzeugt haben wir uns wechselseitig vielleicht nicht, aber die bestehenden Zweifel habe ich, so gut ich konnte, zu berücksichtigen versucht. Peter Wende und Christof Mauch schulde ich Dank für die Einladung, an den Deutschen Historischen Instituten in London resp. in Washington einige meiner Hypothesen zur Diskussion stellen zu können. Auch in Aachen, Bielefeld, Dresden, Düsseldorf, Göt-

tingen, Konstanz, Landsberg, Münster und nicht zuletzt an der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz durfte ich meine Thesen vorstellen. Einiges davon wurde in mehr oder weniger vorläufiger Gestalt auch zum Druck gebracht; es bildet nun, überarbeitet, einzelne Kapitel des vorliegenden Buches (vgl. FRIED 1998b, 1999a, 2002c, 2002e, 2003a).

All dieser Gelegenheiten gedenke ich dankbar, zumal der zahlreichen skeptischen und kritischen Fragen, denen vermutlich meine damaligen Antworten und meine jetzigen Ausführungen nicht immer gerecht wurden. Die aufgeworfenen Fragen und Sachverhalte sind zu komplex, als daß sie ein einzelner abschließend behandeln könnte. So versuche ich, mich an einen Gegenstand heranzutasten, der bislang in den Geschichtswissenschaften keinen Platz besaß, und hoffe zugleich auf den Zauber des Anfangs ...

Zu danken gilt es auch meinen Frankfurter Mitarbeitern, Kerstin Schulmeyer-Ahl, Olaf Schneider, Barbara Schlieben und Oliver Ramonat, die durch Jahre hindurch kritische Gesprächspartner waren, und denen direkt oder indirekt manch eine Überlegung geschuldet ist. Helfer bei der Einrichtung des Manuskripts und der Korrekturarbeit waren Martin Dallmann, Daniel Föllner, Carola Garten, Friederike v. Morr und Andreas Weidemann. Auch ihnen gebührt mein herzlicher Dank.

Der nachdrücklichste Dank aber gilt meiner Frau Sigrid, die geduldig und klug, aus der Erfahrung eines ganz anderen Berufsfeldes heraus viele Fragen mit mir erörterte, meine Skrupel und meine Verlorenheit an das Gedächtnis ertrug und immer gespannt auf die Fortsetzung blieb. Ihr sei das Buch gewidmet – in Erinnerung an jenen unvergeßlichen Tag im Oktober, der vor vierzig Jahren seinen Anfang nahm.

Frankfurt am Main, im Juli 2004

Johannes Fried



## Inhalt

<b>I.</b>	<b>Vier Fälle</b> . . . . .	13
1.1	Einleitung: Wahrnehmung, Erinnerung, Wissen und Wirklichkeit . . . . .	13
1.2	Der erste Fall: Ein Präsidentenberater . . . . .	22
1.3	Der zweite Fall: Zwei Physiker . . . . .	25
1.4	Der dritte Fall: Ein Philosoph im kulturellen Leben . . .	32
1.5	Der vierte Fall: Ein Fürst . . . . .	36
1.6	Konsequenzen: Irritation der Wirklichkeit durch Erinnerung . . . . .	46
1.7	Primäre und sekundäre Verformungsfaktoren des Gedächtnisses . . . . .	49
<b>II.</b>	<b>Das Schweigen der Forschung: Die Mediävistik als Beispiel</b> . . . . .	57
<b>III.</b>	<b>Neurokulturelle Grundlagen der Geschichtswissenschaft</b> . . . . .	80
3.1	Gedächtnistypen . . . . .	80
3.2	Vom Individuum zum Kollektiv: Kulturelle Transmission des Wissens . . . . .	83
3.3	Ethologie und kognitive Verhaltensforschung . . . . .	86
3.4	Ein kurzer Blick in die Evolution des Gedächtnisses . . .	95
3.5	Experimentelle Gedächtnispsychologie . . . . .	100
3.5.1	Wahrnehmung und Bewußtsein . . . . .	100
3.5.2	Die Wirklichkeitsversuche William Sterns . . . . .	104
3.5.3	Psychische Konditionierung der Erinnerungen . . . . .	107
3.5.4	Vergessen . . . . .	112
3.6	Einsichten durch Neurobiologie und Neuropsychologie .	116
3.6.1	Zur Vorgeschichte der Fragestellung . . . . .	116
3.6.2	Neuronale Grundlagen des Gedächtnisses . . . . .	118
3.6.3	Reiz- (Informations-)Verarbeitung des Hirns und neuronale Netze . . . . .	121
3.6.4	Die Arbeitsweise des Gedächtnisses . . . . .	123
3.7	Sprache als Stabilisator der Erinnerung . . . . .	128
3.8	Wirklichkeit und Sprache . . . . .	132

10	Inhalt	
3.9	Gedächtnis als konstruktiver Prozeß . . . . .	135
3.10	Die Wahrnehmung – ein Erinnerungsprozeß . . . . .	140
3.11	Neurokulturelle Gedächtnisforschung . . . . .	143
3.12	Ergebnisse und Folgerungen für die geschichtswissenschaftliche Praxis . . . . .	146
<b>IV.</b>	<b>Zwischen Hirn und Geschichte:</b>	
	<b>Implantierte Erinnerungen . . . . .</b>	<b>153</b>
4.1	Scheinrealitäten in der Geschichte und im kulturellen Gedächtnis . . . . .	155
4.1.1	Venedigs Sieg über Friedrich Barbarossa . . . . .	157
4.1.2	Karl der Große: Ein heiliger Kaiser? . . . . .	166
4.2	Die schwierige Suche nach erinnerter Wirklichkeit . . . . .	169
<b>V.</b>	<b>Wie zuverlässig sind Erinnerungen?</b>	
	<b>Das Mittelalter als Untersuchungsfeld . . . . .</b>	<b>173</b>
5.1	Die Erinnerungsfähigkeit von Prozeßzeugen . . . . .	175
5.1.1	Der Grenzstein von Marzano . . . . .	176
5.1.2	Ein Streit um das Val di Lago di Bolsena . . . . .	178
5.1.3	Der Prozeß um die Grafschaft im Val Blenio . . . . .	183
5.2	Die Erinnerungsfähigkeit von Verwandten . . . . .	186
5.2.1	Dhuoda . . . . .	186
5.2.2	Thietmar von Merseburg . . . . .	188
5.2.3	Hermann der Lahme . . . . .	190
5.2.4	Fulco von Anjou . . . . .	191
5.2.5	Lambert von Watterlos . . . . .	195
5.3	Die Irrwege der Erinnerung setzen der Erkenntnis Grenzen . . . . .	197
<b>VI.</b>	<b>Das Gedächtnis mündlicher Kulturen I:</b>	
	<b>Erfahrungen der Ethnologie . . . . .</b>	<b>201</b>
6.1	Unberechtigte geschichtswissenschaftliche Skepsis gegenüber der Ethnologie . . . . .	202
6.2	Ein Streit um Knochen: Die Mißdeutung des Neandertalers . . . . .	205
6.3	Überschreibungen in den Erinnerungen schriftloser Kulturen . . . . .	208
6.4	Interkulturelle Vergleiche . . . . .	212
6.5	Strukturelle Amnesie . . . . .	214
6.6	Traditionen werden erfunden . . . . .	218
6.7	Stabilisatoren des Gedächtnisses . . . . .	218

<b>VII.</b>	<b>Das Gedächtnis mündlicher Kulturen II:</b>	
	<b>Erfahrungen der Mediävistik . . . . .</b>	223
7.1	Die Spur der Gedächtnismodulation in historischen Quellen . . . . .	223
7.2	Die Entdeckung der Mündlichkeit . . . . .	227
7.3	Spurensuche im Reich der Mündlichkeit: Die «Germania» des Tacitus . . . . .	232
7.4	Das Gedächtnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit . . . . .	237
7.4.1	«Lügenfeld»: Ritual statt Schrift . . . . .	239
7.4.2	Königssalbung: Überschreibungen im kulturellen Gedächtnis . . . . .	242
7.4.3	Die Herkunft der Langobarden: Teleskopie in Aktion . . . . .	244
7.4.4	«Chiavenna»: Ein inversives Implantat? . . . . .	252
7.5	Wie weit reichen mündliche Traditionen in die Vergangenheit zurück? . . . . .	255
7.5.1	«Sagen» . . . . .	255
7.5.2	Die Amaler-Genealogie als Prüfstein . . . . .	259
7.5.3	Die Formbarkeit des Herkunftswissens im frühen Mittelalter . . . . .	267
7.5.3.1	Überlieferung . . . . .	270
7.5.3.2	Verschriftung . . . . .	274
7.5.3.3	Wiederholte Neuschöpfungen . . . . .	277
7.5.3.4	Mutationen der Dietrich-«Sage»: Von der Schrift zur Mündlichkeit . . . . .	284
7.6	Das endlose Fließen mündlicher und schriftlicher Überlieferung im Mittelalter . . . . .	289
<b>VIII.</b>	<b>Stabilisierungsstrategien von Erinnerungskulturen und deren Grenzen . . . . .</b>	292
8.1	Stabilisierung mündlicher Erinnerung durch die Sprache . . . . .	292
8.2	Grenzen sprachlicher Stabilisierung: Zum Beispiel die irischen «filid» . . . . .	293
8.3	Textstabile und textvariable Überlieferung . . . . .	298
8.4	Autoritatives Gedächtnis . . . . .	300
8.5	Kanonbildung . . . . .	302
8.5.1	«Machet einen Zaun um das Gesetz»: Kanon, institutio- nalisierte Lehre und Gedächtnis . . . . .	302
8.5.2	Moderne Bibelkritik . . . . .	306
8.5.3	Das Vergessen des Nicht-Kanonisierten . . . . .	311

12	Inhalt	
8.6	Die Schrift als modulationsbereiter Stabilisator der Erinnerung . . . . .	313
8.7	Sophistik, Rhetorik, logisches Denken . . . . .	317
8.8	Die Anfänge der Geschichtsschreibung . . . . .	321
8.9	Nur eine begrenzte Leistungskraft der Gedächtnis-Stabilisatoren . . . . .	330
<b>IX.</b>	<b>Gedächtnis in der Kritik:</b>	
	<b>Chlodwigs Taufe und Benedikts Leben . . . . .</b>	<b>333</b>
9.1	Chlodwigs Taufe . . . . .	335
9.2	Wer war Benedikt von Nursia? . . . . .	344
9.3	Resümee . . . . .	356
<b>X.</b>	<b>Memorik: Grundzüge einer geschichtswissenschaftlichen Gedächtniskritik . . . . .</b>	<b>358</b>
10.1	Auch Historiker vergessen . . . . .	358
10.2	Die Kulturwissenschaften sind auf interdisziplinäre Gedächtnisforschung angewiesen . . . . .	362
10.3	Lassen sich Fehlleistungen des Gedächtnisses korrigieren? . . . . .	367
10.3.1	Der Anfangsverdacht gegen Erinnerungszeugnisse . . . . .	367
10.3.2	Erste methodische Postulate . . . . .	372
10.3.3	Kalkulation der Gedächtnismodulation . . . . .	380
10.4	Erkenntnisgewinn durch Gedächtniskritik . . . . .	385
	<b>Nachwort . . . . .</b>	<b>394</b>
	<b>Anhang . . . . .</b>	<b>399</b>
	Anmerkungen . . . . .	401
	Abkürzungsverzeichnis . . . . .	448
	Bibliographie . . . . .	449
	Register der Personen, Völker und mythischen Gestalten . . . . .	506
	Register der Orte. . . . .	511

## I. Vier Fälle

### 1.1 Einleitung: Wahrnehmung, Erinnerung, Wissen und Wirklichkeit

Man lag zu Tisch. Simonides von Keos, einer der ersten, der mit Dichten seinen Lebensunterhalt bestritt, trug das bestellte Preislied auf seinen Gastgeber vor. Der aber bezahlte den Gesang, weil er zugleich Kastor und Pollux, die Dioskuren, rühmte, in gottlosem Geiz nur mit der Hälfte des versprochenen Lohns; den Rest sollte sich der Sänger von jenen beiden erbitten. Bald darauf wurde Simonides nach draußen gerufen: Zwei junge Männer wollten ihn sprechen. Doch niemand war zu sehen. Noch während er schaute, stürzte der Speisesaal ein. Alle wurden erschlagen. Als die Verwandten nach den Verschütteten gruben, war kein einziger mehr zu erkennen. Simonides indessen wußte, *wo* ein jeder zu Tische gelegen, und vermochte die Toten zu identifizieren. «So erkannte er, daß es vor allem die Ordnung sei, die das Gedächtnis erhelle». Wer sein Gedächtnis zu schulen trachte, müsse im Geiste Orte bestimmen, die er geordnet abgehe und an die er, was er erinnern wolle, als Bild deponiere – und zwar so, «daß die Ordnung der Orte die Ordnung der Dinge bewahre» und die Orte als Tafel, die Bilder als Buchstaben dienten<sup>1</sup>.

Das Strafwunder, mit dem Cicero ein halbes Jahrtausend nach jener Zeit seine Leser ergötzte, verschmolz Wahrnehmung (was immer sie sei), Erinnerung, Wissen, Wirklichkeit und Fiktion zu einer Erkenntnistheorie, die auf Konstruktionen setzte und Künftigem die Wege wies. Der römische Redner aber garnierte mit ihm nur die Erfindung der Gedächtniskunst, ohne über deren Voraussetzungen und Folgen, die konstruktive Tätigkeit des Gedächtnisses und ihre Implikationen, genauer nachzusinnen<sup>2</sup>. Doch entpuppt sich die Legende als ein Erinnerungszeugnis, das die mannigfachsten Einblicke enthüllt.

Ciceros <Fabel> illustriert ganz vordergründig den Triumph des Erinnerungsvermögens über Zerstörung und Untergang, über das Vergessen durch ein bewahrendes Wissen um frühere Wirklichkeit. Sie verdeutlicht, wie jede Gegenwart an das Gedächtnis appelliert, um angemessen handeln zu können, wie dieses Gedächtnis aufgerufen werden muß, um seine Leistungen hervorbringen zu können, wie es die einstigen Wahrnehmungen dazu in Einzelheiten zergliedert, dieselben sich ordnet und

in geordneter Abfolge, als Gang durch einen imaginären Raum voll vorgestellter Bilder zu erinnern erlaubt und wie es dabei den imaginativ errichteten Bildersaal als Wirklichkeit deutet – wie somit fiktiver Raum und fiktive Bilder einst wahrgenommene Wirklichkeit mental zu bewahren vorgeben. Eine eigentümliche Konstellation.

Erinnerung hat es in der Tat mit Wirklichkeit zu tun, mit unmittelbar oder mittelbar erfahrenen Wahrnehmungen, mit deren Ordnung und Deutung, mit dem Wissen um dieselben, mit der Kommunikationssituation, die sie aktualisiert, nicht zuletzt mit den Konstruktionsbedingungen, die dabei im Gedächtnis herrschen. Die Welt, die uns umgibt, die wir wahrnehmen, in der wir uns einzurichten haben, und die Weise, wie wir uns in ihr befinden, betrachten wir als Wirklichkeit; sie müssen wir bild- und gedanklich ordnen, um in ihr bestehen zu können. Dies geschieht, indem wir unwillkürlich oder willkürlich in unseren Erinnerungen kramen, im Vertrauen auf den Wissensschatz, der seit frühester Kindheit unserem Gedächtnis anvertraut wurde, auf die fortbestehende geistige Verfügbarkeit dessen, was war und uns wichtig dünkt, das gleichwohl Vergessen bedroht und Unvergeßliches bedrückt und bedrängt.

Um diese Wirklichkeit zu erfassen, bedarf es einer Fülle ordnender Hirnaktivitäten, die wir indessen, so wird sich zeigen, nur begrenzt und zu geringerem Teil zu lenken vermögen, die sich zumeist unbewußt einstellen und unser handlungsleitendes Wissen einer Mischung aus Zufall und Notwendigkeit aussetzen, außerdem bedarf es aber auch eines kommunikativen Kollektivs, das nach diesem Wissen dürstet, es verlangt und abfragt. Dieses Gemisch prägt unser Weltbild und unser Dasein; es konstituiert unsere Wirklichkeit.

Die Ordnung, die Simonides wahrgenommen hatte und an die er sich erinnerte, behielt er nicht für sich. Befragt teilte er sie anderen in einer Weise mit, die ihnen gestattete, sich aufgrund seiner Erfahrungen in nächster Zukunft recht zu verhalten. Er gab sein Wissen um diese Ordnung des gottlosen Gelages mit Hilfe der Sprache, einem überindividuellen, repräsentierenden Zeichensystem, an die Hinterbliebenen weiter und erlaubte ihnen somit, just *ihre* Toten zu beweinen und keine Fremden zu begraben. Seine Erinnerung floß in ihr Gedenken ein. Ihr Wissen verdankte sich seinem Wissen. Derartige Wissensvermittlung, eine «kommunikative Kognition»<sup>3</sup>, ist vermutlich die wirksamste Strategie zur «Eroberung» der Welt, die das Menschengeschlecht je zu entwickeln vermochte; wir folgen ihr heute nicht anders denn alle frühere Menschheit. Ihre Evolution begann auf der Ebene der Tiere. Die wichtigsten Lernprozesse beruhen auf derartiger Kommunikation. Dem Wissen folgte ein entsprechendes Handeln. Das Leben ging trotz der Katastrophe weiter.

Simonides' Erkenntnis wurde dem kulturellen Gedächtnis anvertraut, das schließlich die Geschichte von der Entdeckung der Gedächtniskunst formte. Auch die Geschichte hat es also mit Wirklichkeit zu tun. So stiftet kommunikative Kognition, die Kommunikation über wahrgenommene, gedeutete und erinnerte Wirklichkeit, auch die Geschichte. Doch gewährt erst der Gebrauch der Schrift, nicht schon das bloße Erinnern, ein Eindringen in die Tiefen der Vergangenheit und befreit, wie eingeschränkt auch immer, die <Geschichte> aus den Fesseln der Erinnerung. Thukydides, der erste Historiker, der diesen Namen verdient, ahnte es durchaus. Er wolle, so schrieb er, der Nachwelt überliefern, «wie es gewesen ist» (I, 22).

Auch Simonides dachte noch über den Augenblick hinaus, indem er die Erfahrung dieses Augenblicks verallgemeinerte: «daß nämlich die Ordnung der Orte die Ordnung der Dinge bewahre». Eben dies war seine Entdeckung: daß der Einzelfall jeden Fall abdecke, die Episode überhaupt auf die Wirklichkeit verweise. In der Tat, Gedächtnisprozesse weisen über sich hinaus auf allgemeine Zusammenhänge. Sie verharren nicht bei der Ordnung von Toten, bei der Rekonstruktion von Episoden, auch wenn die Erinnerung an solche für die Gedächtnisforschung den Schlüssel liefert. Sie beanspruchen Geltung für alle «Dinge». Nichts, kein Griff nach der Wirklichkeit, kein abstrahierendes Wissen, keine Orientierung in der Welt, kein Handeln geschieht ohne das Gedächtnis. Wieweit trägt da die «Ordnung der Orte»?

Simonides erinnerte nur Ausschnitte dessen, was seine Sinne erfuhren: die schäbige Bezahlung, daß ihn die Dioskuren hinausgerufen, die Ordnung der noch lebenden Toten – nicht aber die komplexe Wirklichkeit des Gelages, von Gespräch und Gesang, von Speisen, Wein oder Düften. Andere Gäste hätten anderes, auch er selbst zu anderer Zeit oder anders befragt, anderes erinnert. Selektion und Vergessen schleichen sich von Anfang an in die Wahrnehmungen ein und provozieren im Gegenzug mancherlei kaschierende Aktivität im Gehirn. Gleichwohl repräsentiert, was wir wahrgenommen, deutend geordnet, erinnert und mitgeteilt haben, in einer für uns angemessenen Weise Wirklichkeit.

Es wäre indessen vermessen zu behaupten, daß, was wir wahrnehmen oder erfahren, deuten und ordnen, woran wir uns erinnern, was wir darzustellen und weiterzugeben vermögen, bereits die ganze Wirklichkeit sei. Alle historische Erfahrung, alle Dichter, Philosophen, Soziologen oder Linguisten, alle Naturwissenschaften belehren uns täglich, daß wir Menschen trotz der Fülle der uns zu Gebote stehenden Wahrnehmungs- und Kommunikationsinstrumente, seien sie kognitiver, psychischer oder religiöser, ethischer oder sozialer, mathematischer, chemischer, physika-

lischer oder biologischer Natur, auch eine Kombination aus mehreren von ihnen oder eine Verrechnung von allen, daß wir angesichts der zwingenden Standort- und Bewegungsabhängigkeit aller Wahrnehmung, bei der Unendlichkeit der Perspektiven und Horizonte, bei der Subjektivität jedes Instrumentengebrauchs, aller Deutungen und Bedeutungszuweisungen, daß wir also stets nur Segmente der Welt um uns, nur Ausschnitte von Wirklichkeit bewußt zu erfassen vermögen und dieselbe niemals ganz. Die Mehrdeutigkeit des Erinnerten resultiert daraus.

Auch nehmen wir, was wir wahrnehmen, nicht *in seiner Totalität* und in seiner ruhelosen Verlaufsdynamik *auf einmal* wahr. Weder Simonides' Ordnung noch die «Geschichte des Peloponnesischen Krieges» durchbrachen derartige Schranken. Thukydides überlieferte, was immer er intendierte, nicht den gesamten Krieg, dessen Zeuge er war und den er zu beschreiben plante, wohl aber ein geschlossenes Bild desselben, mithin eine Abstraktion. Raum und Zeit zertrennen unsere Erfahrungen in eine Serie von Einzelheiten, von separaten Szenen und Momentaufnahmen, deren kognitive «Ordnung» erst wieder hergestellt werden muß, um danach dann alles Wissen zu beherrschen. Simonides erinnerte sich an die Liegeordnung der Gäste, nicht an die Dynamik des Gelages, an die räumliche, nicht an die zeitliche «Ordnung». Verlaufsprozesse aber werden, so die Ergebnisse moderner experimenteller Psychologie, als Abfolge statischer Szenen erinnert, «Zeit» also tatsächlich durch «Orte» ersetzt. Auch hierbei mischt das Gedächtnis in einer dem Bewußtsein unzugänglichen und durchaus souveränen Weise mit. Erinnern ist offenbar ein komplexerer Vorgang, als Simonides oder Cicero ahnten.

Erinnerungen sind allem Ordnungsstreben zum Trotz unbewußt-bewußte Konstrukte. Jedes übergreifende und Einzelwahrnehmungen verbindende Konstrukt aber ist «Theorie», «Schau» (θεωρία) oder Setzung, Hypothese, deren Entwicklung wir aktiv und passiv, zugleich als Empfänger und Akteure betreiben, und deren Wirklichkeitsgehalt nur eine Serie segmentärer Kontrollen und kontrollierbarer Wirkungen hervortreten läßt. Standort und Bewegung des Beobachters gilt es zu beachten. Die Rolle des Kontrolleurs übernimmt im Leben gewöhnlich die Wirklichkeit selbst. Sie klopft uns mitunter schmerzhaft auf die Finger, sobald wir falsch konstruierten, nimmt aber bereitwillig Falsches hin, soweit es dem Leben nicht schadet. Hätte Simonides sich etwa geirrt, so hätte es vermutlich kein Überlebender bemerkt oder gar Schaden genommen.

Wirklichkeit erfahren wir in der Folge niemals objektiv, weil immer wir es sind, die sie erfahren, sie deuten und ordnen, zu Bewußtsein bringen. Derartige Deutung gilt vielfach als sozial bedingt, nicht weil die Wirklichkeit ein soziales Konstrukt darstellt, sondern weil die Bedingun-

gen der Möglichkeit ihrer Wahrnehmung, Ordnung, Deutung und Explikation sozialen Vorgaben unterliegen<sup>4</sup>. Zugleich und keineswegs etwa in minderm Maße bringen sich auch die körperlichen und psychischen Konditionen des Wahrnehmenden zur Geltung. Doch wäre es unsinnig daraus zu folgern, daß, was wir wahrnehmen und erfahren, deshalb keine oder wegen subjektiver Färbung des Wahrgenommenen und Erfahrenen durch Ordnung und Deutung anderen nicht rekognoszierbare und angemessen, obgleich *in symbolischer Form*, mitteilbare Wirklichkeit sei. Es zu tun, verbietet abermals das Leben.

Indes, wie verfährt die Erinnerung, die Wirklichkeit zu erinnern intendiert und sich auf keine Geschehens- oder «Laborprotokolle» stützen kann, mit der einst wahrgenommenen, in Einzelheiten zerlegten und bewußt oder unbewußt gedeuteten und konstruktiv geordneten Wirklichkeit? Ciceros Antwort stimmt optimistisch. Imaginäre Räume mit bildhaften Zeichen retteten, was unterzugehen drohe, durch ihre spezifische Ordnung. Andere teilen diesen Optimismus. Ein schier unerschütterliches Vertrauen in das Gedächtnis zeichnet uns Menschen aus, obwohl viele ahnen oder dumpf zu wissen glauben, daß wir uns irren können. Wir teilen diese Haltung mit einer Vielzahl von antiken, mittelalterlichen oder neuzeitlichen Geschichtsschreibern, mit kritischen Historikern, sich erinnernden Autobiographen und vielen anderen, die wahre Wunderdinge vom humanen Erinnerungsvermögen erwarten.

Zumal den Erinnerungen von Zeitgenossen, die «dabei» gewesen sind, wird bereitwillig Glauben geschenkt. Auch Simonides oder Thukydides vertrauten ihrem Gedächtnis. Wir alle kennen jene allwissende Tante, die lebende Chronik unserer Familie, den unverdächtigen Zeugen. Wer, wenn nicht sie, sollte wissen, was geschehen ist? Erst wenn nachgewiesen sei, daß sich die Augenzeugen irrten, sei Zweifel am Platze; so war zu hören. Und nicht ungern flüchtet man sich auch heute noch, wo ältere Schriftzeugnisse fehlen, zur Hypothese solider, nämlich verlässlicher mündlicher Überlieferung<sup>5</sup>.

Doch wie sollte sie entstehen? Wird Sinnloses erinnert? Nichts vergessen? Wäre aber das Gedächtnis, etwa um der Mehrdeutigkeit des Erlebten zu entgehen, an Sinnstiftung gebunden, wer stiftet dann den Sinn? Wer die Ordnung? Was machen dieselben aus dem Erinnerten, und was macht das Gedächtnis aus Ordnung und Sinn? Es war nur die Ordnung der Liegenden, nicht die Dynamik des Geschehens, nicht etwa das Hin und Her der Gespräche beim Wein, nicht die Mienen und Gesten des Herrn und der Gäste, die Simonides zu seiner Theorie führte; es war erst die Notwendigkeit der Identifikation für den Totenkult, die der Ordnung der um die Tafel Lagernden nachträglich Sinn verlieh. Kein Gesche-

hen trägt seine Semantik schon in sich; es gewinnt sie erst in rückblickender Schau, durch den sozialen, religiösen oder wissenskulturellen Kontext, in den diese Schau eingebunden und auf den ihr Inhalt bezogen wird.

Die Folgen dieser Konstellation sind beträchtlich. Selbst Simonides, der vor die Türe des Hauses getreten, konnte weder sehen noch ahnen, daß und wie der Tod den Hausherrn und seine Gäste ereilte, und wie die Hinterbliebenen ihn um sein Wissen angehen sollten. Geschehenes, gar die Bedingungen und Umstände seines Zustandekommens, können erst in der Erinnerung zum Ereignis, das seinen spezifischen Sinn aufzuweisen hat, ja, erst erinnernd zu Wirklichkeit werden. Mit solchem Sinn gewinnen sie etwas hinzu, das sie zuvor, als bloße Planung, als bloßes Sinnenspektakel, noch nicht besessen hatten, werden etwas, das sie zuvor nicht gewesen. Derartiger Veränderung und den Fragen, die sich an sie knüpfen, gilt es genauer nachzuspüren. Denn die Semantik des Erinnerungten macht vor den Datensätzen nicht halt, derer sich das Gedächtnis bedient, und auf die auch der Historiker angewiesen ist, um seiner Intention zu genügen.

Die Wahrnehmung selbst sieht sich auf das Gedächtnis verwiesen. Gegenwart pur zu erfassen, ist uns schlechthin unmöglich. Sie ist genau genommen eine Fiktion – es sei denn, wir betrachten das Feuern der Neuronen im Hirn, das Aufleuchten eines Gefühls oder Gedankens, einer bildhaften Vorstellung, den Erinnerungsblitz als Gegenwart. Denn unsere Augen, Ohren, der Geruchs-, Geschmacks-, Wärme- und Tastsinn, unser gesamter Wahrnehmungsapparat registrieren nur *Geschehenes*, nicht *Geschehendes*. Nur die Reaktion darauf und unser Bewußtsein davon sind gegenwärtig. Gleichwohl suggeriert uns unser Bewußtsein die Gleichzeitigkeit unserer Wahrnehmung mit einem Geschehen und damit Gegenwart. Diese entpuppt sich als eine Projektion des Wahrnehmenden in das von ihm Wahrgenommene, als eine unbewußte Verrechnung des eben Erlebten gemäß den gerade dominierenden Parametern mit dem für sogleich Erwarteten durch das Hirn und eine daraus resultierende *façon de parler*.

Das Hirn mag dabei in seiner vom Augenblick bedingten Weise fragen, *was* es wahrnahm, *wer* beteiligt war, *wo* alles stattfand, *wie* es sich vollzog, *warum* und *zu welchem Zweck* es geschah, auch *wann* und *in welcher Zeit* es sich ereignete, und dergleichen Wissenswertes mehr; es mag den Schmerz registrieren und von einer Ursache herleiten. Aber schon dieses Fragen und jegliche Antwort sind an Vorwissen, an das individuelle und kulturelle Gedächtnis gebunden; Simonides mußte jeden der Gäste namentlich kennen, um seinen Platz im Erinnerungssaal festhalten zu können. Schlich sich kein Entsetzen in sein Gedächtnis ein? Keine Dank- oder Triumphgefühle? Nichts sonst? Wie dem auch sei, er

war sich seiner Sache gewiß. Erst die ordnende Erinnerung stiftet – weiterhin unbewußt und nur in Grenzen auch bewußt aktiv – wahrgenommene Wirklichkeit.

Behandelt das Hirn den Verlauf einer Episode und den ihr zugewiesenen Sinn in gleicher Weise? Weist das Hirn seiner eigenen Aktivität ein anderes, gar ein höheres Gewicht zu als den bloßen Sinnesdaten? Wie also arbeitet unser Gedächtnis, das allein auf sich selbst, auf seine genetische Bedingtheit, sein *«Wissen»* und auf intersubjektive Kommunikation angewiesen ist? Auch Cicero behalf sich mit Griffel und Tafel, als er seinen imaginären Gedächtnisraum kontrollierte – ein unverhohlenes Eingeständnis, daß die Mnemotechnik, die er pries, trotz aller Leistungsfähigkeit nur die halbe Wahrheit bot. Was also können wir wissen? Wie zuverlässig ist, was unser Gedächtnis uns zuspielt? Was überhaupt erinnern wir? Die Antwort zielt ins Zentrum der heutigen und jeglicher Wissensgesellschaft.

Wissen ist aktualisierbare Erfahrung; es wird durchweg aus einer nahen oder fernen, der eigenen oder einer fremden Vergangenheit gespeist und unablässig durch Erinnerungsfähigkeit, Vergessen und die kommunikative Situation moduliert, in der es abgefragt wird. Es bleibt sich nie vollkommen gleich. Erinnernte Erlebnisse – sinnliche Wahrnehmungen, Gefühle oder Gedanken – werden hier und im folgenden als *«aktualisierbare Erfahrung»* betrachtet; auch der nachlesbare Inhalt von Schriftstücken, wissenschaftlichen Handbüchern oder die wiederholt zu befragenden Protokolle von irgendwelchen Vorkommnissen oder Sachverhalten dürfen, erfahrungsbedingt wie sie sind, als solche gelten. Wissen ist stets Erinnerung, und diese beruht stets auf Erfahrung, obgleich in der Praxis zweifellos zu unterscheiden ist zwischen dem wissengenerierenden Verlauf eines *«Experiments»* oder dem Erwerb von Wissen und seinem Ergebnis, der *«allgemeinen Lehre»*, die aus der Erfahrung gezogen und dem Gedächtnis *«ingeschrieben»* wird.

Der Saal aber jenes Gelages, dem Simonides Glanz verleihen sollte, liegt auf ewig in Trümmern; das die Erfahrung bedingende Geschehen ist unwiederbringlich vergangen, ist für immer in sich vollendete, unveränderbare, obgleich fortwirkende Realität. Der Tod hatte die Welt um Simonides und seine Freunde verändert, seine Opfer ruhten im Grab. Allein das Gedächtnis des Dichters und der von ihm instruierten Verwandten bewahrte Spuren einstigen Erlebens samt der zugehörigen Sinnstiftung; allein aus Erinnerung gespeiste Erzählungen und Niederschriften stiften den Zusammenhang individueller oder kollektiver menschlicher Erfahrungen und des Lebens. So sind und formen die Erinnerungen vielfältige neue Wirklichkeiten. Schon Quintilian (XI, 2, 11–22), der antike

Rhetoriklehrer, kannte zahlreiche, sachlich abweichende Varianten der Simonides-Episode und bestritt ihretwegen deren Historizität überhaupt.

Doch läßt sich zumindest analytisch zwischen abgeschlossener Wirklichkeit hier und erinnerungsoffener Wirklichkeit da, zwischen der Vielzahl weitergegebener und fortwirkender Erinnerungen, endlich auch zwischen Erzählungen mit und Fiktionen ohne dergleichen Erinnerung unterscheiden. Ein sich vielfach verzweigender Erinnerungsfluß, den zusätzlich noch weitere Quellen nährten, entsprang mit dem Gastmahl und seinem abrupten Ende, das zunächst allein Simonides erinnerte, und wird so lange fortfließen, bis alle seine Seitenarme versickert und vertrocknet sind. Diese Erinnerungen stellen den einzigen Zugang zu einstiger Wirklichkeit her, nicht etwa Erzählungen, Texte, Sprache, Intertextualität oder auch Experimente als solche, obgleich die kulturelle Transmission über Zeichensysteme wie die Sprache weiterfließt. So gilt es, diesen semiotisch gefaßten Fluß, so gut es geht, entgegen der Flußrichtung zu seinem Ursprung zurückzuverfolgen, um sich dem einstigen Geschehen zu nähern.

Hier stellen sich neue Schwierigkeiten in den Weg. Bereits die Ordnung der Wahrnehmungen setzt einen intellektuellen, an das Gedächtnis appellierenden Deutungs- und Formungsprozeß voraus, der trotz grundsätzlich gleicher kognitionsbiologischer Grundlagen aller Menschen sich keineswegs zu allen Zeiten und in jeder menschlichen Kultur gleich ausnimmt. So steht keineswegs von vorneherein fest, daß Simonides, Cicero und Quintilian, deren Lebenszeiten nur wenige Jahrhunderte auseinanderliegen, oder die Rhetoriklehrer der spätmittelalterlichen Renaissance jeweils das gleiche bedachten, wenn sie die «Ordnung der Orte» betrieben. Bei Simonides spielte der unheimliche Kult der gewalttätig grausamen Dioskuren hinein, bei Cicero die Aufstellung der Ahnenbilder an gut sichtbarer Stelle im Haus, bei Quintilian ein heroen- und überlieferungskritischer Skeptizismus, in der Renaissance der restaurative Rückgriff auf formale Techniken<sup>6</sup>.

Die Antworten auf jenes «Wer?» oder «Was?» differieren somit gemäß einem analysierbaren Zusammenspiel von Natur und Kultur und besitzen durchweg hypothetischen, nämlich an die kulturellen Prämissen gebundenen Charakter. Jedes Erkennen und jede rationale Deutung unserer Welt verdankt sich einem analogen Frage- und Antwortspiel und entsprechenden Hypothesenbildungen. Offenbar ist auch die «Ordnung der Orte» keine absolute Größe und bedarf zu ihrer Deutung des Wissens um die Konditionen ihrer Festlegung. Das Gedächtnis agiert stets situativ. Das erste Innewerden, die erste systematische Reflexion über

Fragen und Hypothesen, erfolgte freilich, soweit erkennbar, erst durch die antike griechische Sophistik des ausgehenden sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Simonides und die jüngeren Redner partizipierten daran. Über neue Disziplinen wie Rhetorik und Dialektik floß der Strom solcher Methodik dann in die römische und abendländische Wissenskultur. Auch der Historiker gewinnt aus ihm sein Datenmaterial. Doch wie wirklichkeitsgemäß nimmt dasselbe sich aus, wenn es Wahrnehmung, Gedächtnis, Vorwissen, Kommunikationssituationen und Explikationen unterliegt?

Was also wissen wir von der Vergangenheit? Wie können wir Vergangenes aktualisieren? Wie erinnern wir uns? Die Antworten entscheiden über unsere Gegenwart und Zukunft. Sie gewinnen, weil sie generell unser Wissen implizieren, eine weit über die engere Geschichtsforschung hinausgreifende, generelle Bedeutung. Ihr Beitrag zur Wissensfrage übersteigt zugleich unsere eigene, begrenzte Erfahrung und unser persönliches Gedächtnis; er richtet sich keineswegs bloß an Altertumsfreunde. Jede Art von Wissensverwaltung, jedes Wissensmanagement ist betroffen. Ihnen gilt am Beispiel der Geschichte die folgende Studie.

Simonides' Schritt *von der Episode zur allgemeinen Erkenntnis* diene ein letztes Mal zur Orientierung. Die Leistungskraft des gesunden, nicht pathologischen, nicht traumatisierten oder von Hirnläsionen beeinträchtigten, aber auch nicht speziell geschulten menschlichen Gedächtnisses sei deshalb einleitend an *vier Episoden* verdeutlicht. Sie sind der neueren Geschichte entnommen und beruhen auf der Annahme, daß das menschliche Hirn vor 1000 Jahren oder in noch früheren historischen Zeiten nicht anders arbeitete als heutigentags, daß sich seitdem trotz zunehmender Schriftlichkeit die humane Erinnerungsfähigkeit nicht wesentlich geändert hat, daß diese Beispiele Alltäglichen mit Außerordentlichem vereinen und als *typisch* gelten dürfen, daß sie zudem umfassender dokumentiert sind als des Simonides Totengedenken oder des Thukydides Kriegsberichte und die Gedächtnisleistungen der folgenden zweieinhalb Jahrtausende, daß sie endlich zuverlässiger überprüft werden können und methodisch sprechender sind als jene aus der Antike oder dem quellenarmen dunklen Mittelalter entlehnten Exempel, von welchem letzteren die folgenden Untersuchungen ursprünglich ihren Ausgang nahmen und auf die sie auch wieder zurückführen werden<sup>7</sup>. Doch trotz ihres episodischen Charakters steht zu erwarten, daß sie dem Historiker *allgemeine Erkenntnisse* ermöglichen und ihm gestatten, tiefer in vergangenes Geschehen hineinzu-leuchten, als es ohne systematische Gedächtnisforschung geschehen könnte.

Vorgestellt wird je ein Fall aus dem Milieu der Politik, der Wissenschaft, des kulturellen Lebens und des späten Hochadels. Die Beispiele sollen

nicht zuletzt die breite Gegenwärtigkeit des Phänomens illustrieren. Detailreich überliefert, wie sie sind, gestatten sie eine gerade so detaillierte Betrachtung, wie sie für eine Erinnerungsanalyse unabdingbar ist, um die Einzelheiten von der Abstraktion zu trennen und die Analyse für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen. Denn das Gedächtnis bearbeitet beides: die Details und die Abstraktion; es bemächtigt sich der Einzelheiten und der Generalisierungen. Eine ausführlichere Präsentation der Exempla wird damit notwendig und gerechtfertigt. Auch die griechischen Verwandten jener Opfer göttlicher Rache wollten kein vom individuellen Gedenken ‹abstrahierendes› und ‹generalisierendes› Massengrab anlegen, sondern nur ihre eigenen und keine fremden Toten bestatten. Doch sollte aller gedacht werden. Die aus den folgenden Beispielen abzuleitenden Folgerungen betreffen demgemäß jegliches Geschehen, dessen Kenntnis sich dem Gedächtnis verdankt, gleichgültig, ob es in der Antike, dem Mittelalter oder der Gegenwart spielt, und damit prinzipiell die gesamte Geschichte. Sie sind von allgemeiner Gültigkeit.

## 1.2 Der erste Fall: Ein Präsidentenberater

Unter Psychologen und Gedächtnisforschern gelangte John Dean zu einiger Berühmtheit<sup>8</sup>. Er war seinerzeit Berater und im Trüben fischender Helfer des einstigen Präsidenten der USA Richard Nixon. In den Watergate-Anhörungen vor dem amerikanischen Senatsausschuß, die den kriminellen Aktivitäten der Wahlkampfstrategen dieses Präsidenten nachspüren sollten und zu ihrer Zeit, in den Jahren 1972 und 1973, nicht nur die USA erregten, spielte Dean eine entscheidende Rolle. Er trat fest und bestimmt auf, beteuerte, ein ausgezeichnetes Gedächtnis zu besitzen – «I have a good memory!» –, wußte tatsächlich die Senatoren mit seinen präzisen, bis in Einzelheiten genauen Erinnerungen zu verblüffen und das alles, ohne sich auf Notizen zu stützen<sup>9</sup>. Einmal waren es drei Monate, die das fragliche Gespräch mit Präsident Nixon zurücklag, das andere Mal neun. Einerlei, die Zeit schien Deans mnemonischen Fähigkeiten nichts anzuhaben. Die Presse pries sein tonbandhaft protokollierendes Gedächtnis. Nixon brachte es vorzeitig zu Fall; der Präsident wurde zum Rücktritt gezwungen, seine Helfer wanderten ins Gefängnis. Kurzum, Dean war der ideale Zeuge. Wenn irgendwo in der Weltgeschichte, dann fand Erinnerung hier ihre Opfer.

Verhieß nun die Zuversicht des Gedächtnisgenies John Dean tatsächlich Gewißheit über das erinnerte Geschehen, von dem er sprach? Seine Erinnerungen erlangten durch den Verdacht einer aufgeschreckten Öff-

fentlichkeit und die aufklärerischen Intentionen des Senats ihre Bedeutung. Welche Semantik floß in sie ein? Was widerfuhr ihnen auf dem Weg vom natürlichen zum kollektiven Gedächtnis jener Kommunikationsgemeinschaft, die seinen Aussagen lauschte und für die seine Aussagen bestimmt waren? In welcher Gestalt wird sich künftig ein um kulturelles Gedächtnis besorgtes Kollektiv mit ihnen auseinandersetzen müssen? Ein ‹Erinnern an sich› ist unmöglich; jedes Erinnern ist an seinen Augenblick gebunden. Wieweit also lassen sich aus der Analyse von Deans Erinnerungen Kriterien für eine erinnerungstheoretische Arbeit gewinnen?

Jene Gespräche waren mitgeschnitten und die Tonbänder später, im Jahr 1974, von Nixon als Zeugnis gegen Dean zur Publikation freigegeben worden. Die ‹nackten› Fakten, das ‹wirkliche› Geschehen, ließen sich nun mit der Erinnerung an sie vergleichen; jedenfalls partiell, soweit sie das hörbare Wort betrafen. Das Ergebnis entlastete den Präsidenten in keiner Weise; zu tief war er in die Sache verstrickt. Doch es demontierte auch John Dean und enthüllte die widersprüchliche Mehrschichtigkeit seines Gedächtnisses; statt der Juristen nahmen Psychologen sich seiner an. Ihre Ergebnisse werden hier übernommen; sie ersparen uns die detaillierte Dokumentation des Falls.

Kaum eine von Deans Angaben stimmte so, wie er sie zu Protokoll gegeben hatte. Kein Kreuzverhör, deren mehreren er unterzogen worden war, hatte vermocht, die Irrtümer und Fehler auch nur erahnen zu lassen, die diesem Zeugen mit beharrlicher Bestimmtheit für Geschehenes oder Gesagtes unterlaufen waren. Kein Zweifel, sein Gedächtnis trog – nach wenigen neun oder nur drei Monaten. Modulation und Vergessen hatten unmerklich teil am Erinnern. Doch vermochte der einstige Präsidentenberater in einem übergreifenden, ganz allgemeinen Sinne das Wesentliche jener Gespräche tatsächlich wiederzugeben: daß Nixon nämlich von dem kriminellen Vorgehen gewußt und zu den Drahtziehern seiner Vertuschung gehört habe. Es geschah in eigentümlich selektierender und damit wiederum in verfälschender Weise.

Verlauf und Sinnggebung der Gespräche traten in der Erinnerung auseinander. Zahlreiche Einzelheiten des Geschehens waren dem Teilnehmer an dem Geschehen entglitten, hatten sich in seiner Erinnerung verschoben, waren falsch beleuchtet, zu seinen eigenen Gunsten geschönt und aufgewertet worden. Inversionen vom weniger Günstigen zum Günstigeren für die eigene Person hatten sich also ereignet, positive Inversionen, wie man sie nennen kann; doch auch ihr Gegenteil, negative Inversionen, fehlten nicht, die umgekehrte Transformationsrichtung, die zum Nachteil des Gegners statt des Günstigen das Falsche, Verabscheu-

ungs- und Verdammenswürdige hervorkehrte. Eine eigentümliche Mischung formte die erinnerte Wirklichkeit; Vergessenes, Verschobenes, zutreffend Erinnertes verschlangen sich zu einem mentalen Konstrukt, dem die Realität nicht entsprach, obgleich es Daten realen Geschehens verarbeitete, Realität suggerierte und eine Einheit bildete. Dean hatte verschiedene Begegnungen kontaminiert, Inhalte angesprochen, die er herbeigewünscht, tatsächlich aber nicht realisiert hatte, hatte seine eigene aktuelle Rolle stärker herausgestrichen, als ihr gebührte, und «wissender» getan, als er seinerzeit war. Er hatte seine eigene Geschichte erzählt, nicht die der protokollierenden Tonbänder.

Zutreffender waren solche Episoden und Worte, die sich aktiver Teilnahme am Geschehen, nicht bloßem Zuschauertum verdankten, sich an verbreiteten Erzählmustern orientieren konnten oder sich durch Wiederholung eingepreßt hatten. Er hatte bewußt und unbewußt aus den Informationsbündeln, die ihm zur Verfügung standen, ausgewählt und daraus seine Geschichte, ein geschlossenes Ganzes, gemacht mit sich selbst in günstigem Licht. Er hatte in wiederholten Erzählungen seine Erinnerungen kanonisiert. Dazu traten Kontaminationseffekte sowie eine bemerkenswerte sowohl die Qualität der Ereignisse als auch die tatsächliche zeitliche Abfolge verändernde Inversionsbereitschaft. Als einer der Hauptbeteiligten am Watergate-Skandal beschrieb John Dean mit seinen Erinnerungen gerade «nicht das Treffen ... sondern sein Phantasieprodukt, das Treffen, wie es hätte sein sollen»<sup>10</sup>. Gleichwohl war der Mann noch in seiner drei Jahre später erschienenen Autobiographie von der unantastbaren Richtigkeit seiner Aussagen überzeugt, so gewiß war er sich seines Gedächtnisses<sup>11</sup>. Er litt an einem Gewißheitssyndrom.

Was Deans Fall verdeutlicht, besitzt allgemeine Gültigkeit. Die deformierende Veränderungsdynamik der Erinnerung mag noch rascher und durchdringender wirksam werden oder weniger schnell und tief in das Gedächtnis eingreifen, als es bei diesem Zeugen den Anschein hat, das Phänomen selbst verflüchtigt sich damit nicht<sup>12</sup>. Das Vergessen operiert dabei nicht anders als das Erinnern. Dieselben Gewißheitsannahmen und die nämliche Inversionsbereitschaft kennzeichnen es, die auch das Erinnern durchsetzen. Ich glaube etwas vergessen zu haben und habe es tatsächlich nicht. Ich will etwas vergessen und kann es nicht; ich tue so, als hätte ich etwas vergessen, und habe es bestenfalls verdrängt.

Die Folgen sind beträchtlich. Das Gewußte verlagert nun seinen Ort, siedelt sich irgendwo an, schafft und bricht sich unversehens Bahn, ohne sich zu erkennen zu geben, oder könnte es wenigstens. Verdrängtes Wissen sucht sich erst recht eine neue Stätte und kann, über ein, zwei Generationen hinweg, in der Erinnerungsgemeinschaft von Verfremdungen

verdeckt, selbst überfremdet und sprachlich verhüllt, tatsächlich bewahrt werden, eine Gedächtniskrypta bilden, aus der heraus es fortan agiert und unkontrollierbar seine Fäden spinnt<sup>13</sup>. Erinnern und Vergessen besitzen ihre eigene Semantik. Sie ist situationsbedingt und liegt nicht einfach auf der Hand. Mit dieser Situationsbelastung gehen die Erinnerungsprodukte ins kommunikative und kulturelle Gedächtnis ein. Gedächtnis-Analytiker wissen das und berücksichtigen es bei ihren Analysen<sup>14</sup>.

### 1.3 Der zweite Fall: Zwei Physiker<sup>15</sup>

«Lieber Heisenberg ... Ich bin höchst erstaunt, wie sehr Dich Dein Gedächtnis getäuscht hat ... Ich selbst erinnere jedes Wort unserer Unterhaltung»<sup>16</sup>. Niels Bohr, der Vater der modernen Kernphysik, der Nobelpreisträger und Mitschöpfer der Atombombe, vertraute, selbstsicher und unbeirrbar, mehr als 16 Jahre nach dem fraglichen Geschehen in einem niemals abgeschickten Briefentwurf an seinen Meisterschüler Werner Heisenberg, gleich ihm Nobelpreisträger, der Untrüglichkeit seines Gedächtnisses. Der Fall erfordert hier, da bislang noch nicht gedächtniskritisch untersucht, wie auch die beiden folgenden eine ausführlichere Darstellung als jene Watergate-Affäre.

Die Begegnung, die Bohr erinnerte, hatte in Kopenhagen unter vier Augen stattgefunden, als Dänemark von der deutschen Wehrmacht besetzt worden war, als die Deutschen glaubten, kurz vor dem Sieg über die Sowjetunion zu stehen, und in ihrem Größenwahn daran dachten, sich ganz Europa zu unterwerfen; vor allem, als in Deutschland Forschungen zur militärischen Nutzung der wenige Monate vor Ausbruch des von Hitler entfesselten Krieges von Otto Hahn und Fritz Straßmann entdeckten, von Lise Meitner und deren Neffen Otto Robert Frisch gedeuteten, in dessen Gespräch mit Niels Bohr weiter geklärten und durch den letzten alsbald bekannt gemachten Kernspaltung betrieben wurden<sup>17</sup>. Das Gespräch zweier Freunde, die zugleich Feinde waren, kreiste um eben diese Nutzung von Kernenergie und um die Entwicklung von Atomwaffen, doch mit welcher Absicht Heisenberg vor Bohr das Thema angeschnitten, was beide tatsächlich gesagt oder nicht gesagt hatten, worauf das ganze Gespräch eigentlich zielte, daran erinnerten sich beide, wenn überhaupt, nur mehr kontrovers.

Während Bohr meinte, aus Heisenbergs Worten eine Warnung herausgehört zu haben, die siegesgewissen Deutschen würden Atomwaffen entwickeln und seien bereit, sie einzusetzen, wollte Heisenberg das

schiere Gegenteil vermittelt haben, die deutschen Kernphysiker nämlich würden solche Waffen gar nicht projektieren, weil sie den technischen Aufwand als zu hoch erkannt hätten<sup>18</sup>. Während der eine, Sohn einer jüdischen Mutter, fürchtete, in Kollaboration mit dem Nazi-Regime verstrickt zu werden, wollte der andere verschlüsselt die Botschaft an die auf seiten der Alliierten forschenden Kollegen weitergeleitet wissen, sich wie sie zu verhalten und keine Uranbombe zu entwickeln. «Aber», so beschrieb Heisenberg 1969 die erste Nachkriegsbegegnung mit Bohr im Jahre 1947, «als wir versuchten, unser Gespräch vom Herbst 1941 zu rekonstruieren, merkten wir, daß die Erinnerung in eine weite Ferne gerückt schien. Ich war überzeugt, daß wir das kritische Thema beim nächtlichen Spaziergang auf der Pileallee angeschnitten hätten, während Niels bestimmt zu wissen glaubte, es sei in seinem Arbeitszimmer in Carlsberg gewesen. ... Bald hatten wir beide das Gefühl, es sei besser, die Geister der Vergangenheit nicht mehr weiter zu beschwören»<sup>19</sup>.

Zum Glück brachen jene beiden Kernphysiker ihr Schweigen. Zumal Heisenberg kam seit 1948 wiederholt auf die Kopenhagener Begegnung zurück; ein Brief an den Publizisten Robert Jungk vom Januar 1957 freilich, den dieser in seinem unseligen Buch «Heller als tausend Sonnen» auszugsweise veröffentlichte, sowie die Darstellung, die Jungk durch seine Auslegung des Geschehens gab, nötigten Bohr (aber auch Heisenberg, Otto Hahn oder Carl Friedrich von Weizsäcker) zum Widerspruch und entfesselten eine bis heute nicht verstummte Diskussion<sup>20</sup>. Bohr hatte schon früher, spätestens seit seiner Flucht aus Dänemark 1943, seine Erinnerungen an das Gespräch Freunden mitgeteilt, sie damals auch dem britischen Geheimdienst nutzbar gemacht, ohne sie zu publizieren. Er scheute zeit seines Lebens vor jeder Veröffentlichung dieser Erinnerungen zurück, obgleich er wiederholt schriftlich fixierte, woran er sich erinnerte. Mehrere nie abgeschickte Briefentwürfe aus den Jahren 1957–62 künden von ihnen und spannen sie auf den Seziertisch gedächtniskritischer Forschung.

Die Erinnerungen eines jeden der beiden Protagonisten waren nicht frei von Widersprüchen. Heisenberg etwa erinnerte sich am 6. August 1945 in Farm Hall<sup>21</sup>, wo er mit anderen herausragenden deutschen Wissenschaftlern interniert war und ihre Gespräche über versteckte Mikrophone abgehört wurden, erinnerte sich also am Tag von Hiroshima, als ihn die zunächst unglaubliche Nachricht vom Abwurf einer Atombombe überraschte, im Jahr zuvor von einem Beamten des Auswärtigen Amtes mit der Information konfrontiert worden zu sein, die Amerikaner hätten den Abwurf einer Atombombe über Dresden angedroht, sollten die Deutschen nicht alsbald kapitulieren: «Damals wurde ich gefragt, ob ich

das für möglich hielt, und mit voller Überzeugung antwortete ich: «Nein»<sup>22</sup>. Heisenberg glaubte bekanntlich im ersten Augenblick, als er von Hiroshima hörte, nicht einmal, daß eine Uran- oder Atombombe gezündet worden sei: «Ich glaube nicht, daß die Bombe irgend etwas mit Uran zu tun hatte», «Ich glaube noch immer kein Wort über die Bombe, aber ich kann mich irren»<sup>23</sup>.

Die belauschten Sätze, spontan geäußert und von stiller Enttäuschung eigenen Versagens diktiert, für keine Öffentlichkeit bestimmt, verdienen höchste Beachtung. Sie bieten die früheste heute noch faßbare Äußerung Heisenbergs über die Realisierung (nicht bloß die Möglichkeit) der Atombombe. So knapp Heisenbergs Worte sind, ihr Wert übertrifft durch ihre Spontaneität seine zahlreichen jüngeren, wortreicheren, biographisch reflektierten Ausführungen<sup>24</sup>. Das Gedächtnis aber arbeitet fort. Schon am nächsten Tag erinnerte Heisenberg sich ein wenig anders. Danach habe er selbst im Juli 1944 einem höheren SS-Mann auf dessen Frage, ob er, Heisenberg, ernsthaft glaube, die Amerikaner könnten eine Atombombe bauen, (wenn auch ohne genauere Zeitangaben) geantwortet, daß das seiner Meinung nach tatsächlich möglich sei, da die Amerikaner besser und schneller hätten arbeiten können als die Deutschen<sup>25</sup>. Diese Sicht sollte in den folgenden Jahren immer reichere Ausgestaltung erfahren.

Drei Jahre nach seiner Internierung will Heisenberg, so schrieb er dem befreundeten Mathematiker Bartel Leendert van der Waerden, im Juni 1942 einen amerikanischen Erfolg in frühestens zwei Jahren konzедiert haben<sup>26</sup>; danach hätte er jene atomare Bedrohung Dresdens uneingeschränkt bejahen müssen. Noch einmal acht Jahre später, in seinem problematischen Brief an Robert Jungk von 1957, bestätigte er: Den deutschen Physikern sei schon im Herbst 1941 klar gewesen, daß «mit Hilfe ganz ungeheurer Anstrengungen» Atombomben während des Krieges vielleicht doch «ins Spiel zu bringen» seien<sup>27</sup>, obwohl er noch 1947 in seinem Artikel in *Nature* einräumte, damals, nämlich 1942, keinen praktikablen Weg zur Realisierung gesehen zu haben<sup>28</sup>. In einem Interview von 1965 endlich erklärte Heisenberg: «Wir sahen eigentlich vom September '41 eine freie Straße zur Atombombe vor uns ... Jedenfalls, es wird sehr gefährlich»<sup>29</sup>. Mit den Jahren wurde aus dem überzeugten «Nein» vom 6. August 1945 ein immer gewisseres «Ja»<sup>30</sup>; ein «Ja», das um so früher geäußert worden sein will, je später es erinnert wurde. Die Wende hatte die im Laufe des 6./7. August 1945 gewonnene Gewißheit über die Eigenart der Bombe von Hiroshima eingeleitet. Diese qualitative Inversion, eine typische Attitüde des menschlichen Gedächtnisses, muß berücksichtigen, wer Heisenbergs spätere Erinnerungen an sein Treffen mit Niels Bohr

würdigen will; denn diese begann er erst 1948 im Zusammenhang mit dem Entlastungsverfahren gegen den ehemaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, den Vater des Physikers und Heisenberg-Freundes Carl Friedrich von Weizsäcker, zu fixieren<sup>31</sup>.

Nicht nur der brisante Inhalt des Gesprächs und seine Interpretation verformte sich mit wachsendem Abstand vom Geschehen in der Erinnerung beider Gesprächspartner, auch schlichtere, interpretationsunabhängige Sachverhalte, die äußeren Daten des Geschehens, gerieten ins Wanken<sup>32</sup>. Beide Teilnehmer versetzten ihr Treffen wiederholt in eine falsche *Zeit*. Während Bohr zunächst, im Jahr 1954, den «Sommer 1940» nannte<sup>33</sup>, sodann, in den Jahren 1957–61, er selbst und seine Gemahlin zunächst an das Jahr «1942» dachten<sup>34</sup>, sprach Heisenberg im Brief an Jungk von «etwa Ende Oktober 1941»<sup>35</sup>. Carl Friedrich von Weizsäcker, damals mit Heisenberg in Kopenhagen, meinte sich im Jahr 1999 an den «Januar 1941» zu erinnern<sup>36</sup>. Das Gespräch fand tatsächlich zwischen dem 15. und 21. September 1941 statt, wie sich aus den Akten, zum Beispiel aus Heisenbergs seinerzeitigem Bericht an das Reichsministerium für Erziehung, zweifelsfrei ergibt, vielleicht schon am 16. September<sup>37</sup>. Die Zeit zerfloß in der Erinnerung schon bald nach dem Ereignis; sie bliebe, gäbe es keine amtlichen Schriftdokumente, für immer verschwommen. Augenblicke, Zeiträume, die temporale Tiefendimension unserer Erlebnisse festzuhalten, ist offenbar keine Stärke unseres Gedächtnisses. Extrazerebrale Hilfsmittel, der Kalender müssen ihm hier zu Hilfe eilen.

Auch der reale *Ort* des Gesprächs verflüchtigte sich. Bohr folgend fand die entscheidende Begegnung in seinem Arbeitszimmer im Institut für theoretische Physik statt<sup>38</sup>, während sein deutscher Freund ihm für 1947 die Erinnerung an sein privates Studio zuschrieb<sup>39</sup>. Heisenberg selbst dachte 1948 an einen Spaziergang «unter den Bäumen im großen, stillen Fælledpark (was in der Nähe des Bohrschen Instituts gewesen wäre), dann, seit 1957, beharrte er «auf einem abendlichen Spaziergang in dem Stadtviertel in der Nähe von Ny-Carlsberg» resp. in der «Pileallée» (mithin in der Nachbarschaft von Bohrs Wohnung) – durchweg verschiedene Bezirke der dänischen Hauptstadt<sup>40</sup>. Tatsächlich wußte Bohr andernorts, daß seine Gemahlin einer Einladung Heisenbergs zu sich nach Hause, obgleich widerstrebend, zugestimmt hatte<sup>41</sup>. Erinnert wurde demnach tatsächlich ein privates Treffen Heisenbergs mit Bohr – aber in abweichender Ausgestaltung und mit wenigstens einer weiteren Begegnung verflochten. Im Hinblick auf den Ort vermischten sich offenbar verschiedene Gelegenheiten immer wieder aufs neue. Diverse Erinnerungen überlagern demnach einander, ohne daß der sich Erinnernde es

bemerkt. Nicht zwei Ereignisse, sondern gleichartige Strukturen wurden festgehalten. – Wir wissen somit nicht, wann und wo die entscheidende Begegnung stattgefunden hat, weil den Beteiligten ihr Gedächtnis immer wieder neue Streiche spielt. – Carl Friedrich von Weizsäcker fügte übrigens später (1988) und in einem Interview im Jahre 1993 noch einen fünften Ort hinzu: Das Gespräch habe «auf der Lange Linie im Hafen von Kopenhagen» stattgefunden<sup>42</sup>.

Um den Inhalt des Gesprächs steht es nicht besser. Die genaueren *Umstände* der fraglichen Begegnung decken sich ebenfalls nicht: Beide Physiker gedachten nur eines einzigen Gesprächs zur fraglichen Zeit; doch hatten sich, wie erwähnt, beide wenigstens zwei Mal getroffen: sowohl im Institut als auch in Bohrs Wohnung; und schon früher war Heisenberg Gast im Bohrschen Haus<sup>43</sup>. Die *Dauer* des entscheidenden Treffens unter vier Augen memorierten sie als unterschiedlich lang. Während Bohr wiederholt dessen von wachsamer Zurückhaltung diktierte Kürze hervorhob<sup>44</sup>, suggeriert Heisenbergs Darstellung einen längeren Dialog<sup>45</sup>. In Bohrs Geschichte nimmt sich, was er selbst als «Unterhaltung» bezeichnete, deren er «jedes Wort» erinnere, tatsächlich als ein knapper Monolog Heisenbergs aus. «Jedes Wort» schrumpfte somit, soweit es Bohr selbst betraf, zu keinem Wort – so als erinnere er sich nicht des tatsächlich geführten *Wortwechsels* sondern statt dessen seiner Aussagen über Heisenbergs Mitteilungen, sei es vor dem britischen Intelligence Service (die sich explizit in seine Erinnerungen einschoben<sup>46</sup>), sei es vor amerikanischen Atomphysikern in Los Alamos und andernorts im Jahr 1943 (die er in allen Briefentwürfen an Heisenberg verschwieg).

Schweigen also nistete sich in das Gedächtnis ein. Die deutsche Seite – zumindest Vater und Sohn von Weizsäcker<sup>47</sup> – wußte beispielsweise im September 1941 bereits von den amerikanischen Bemühungen um einen Reaktorbau und damit um die Gewinnung spaltbaren Materials<sup>48</sup>. Heisenberg deutete derartiges mit keiner Silbe an, obgleich das Gespräch mit Bohr vermutlich auch deshalb gesucht wurde. Der Deutsche durfte ja davon ausgehen, daß sein dänischer Freund nach Kriegsausbruch weiterhin Kontakte zu seinen alliierten Kollegen und Freunden unterhielt. Bohr versuchte in der Tat umgehend nach seinem Gespräch mit Heisenberg dieselben zu warnen<sup>49</sup>, was zwar fehlschlug, Heisenberg auch hinterbracht wurde – woran aber nach dem Krieg keiner der beiden Freunde mehr rührte.

Neben Heisenberg befand sich, wie zeitgenössische Aktenstücke belegen, auch Carl Friedrich von Weizsäcker auf einer vom Deutschen Wissenschaftlichen Institut, einer Propagandaeinrichtung der Besatzungsmacht, organisierten Tagung über Astrophysik in Kopenhagen, die vom

18. bis 24. September dauerte<sup>50</sup>. Heisenberg war freilich bereits am 15. September an- und am 21. wieder abgereist; vielleicht, wie gesagt, schon am 16. traf er sich mit seinem Freund. Doch Bohr gedachte regelmäßig der Anwesenheit auch von Weizsäckers zur fraglichen Zeit in Kopenhagen. Heisenberg wiederum meinte, einen Vortrag «auf Einladung der deutschen Botschaft» und einen einmaligen Besuch bei Bohr zu erinnern; von einer wissenschaftlichen Tagung des Propagandainstituts, von von Weizsäckers Anwesenheit in Kopenhagen und seinem eigenen (erhaltenen) Bericht an das Bildungsministerium war nirgends mehr die Rede<sup>51</sup>. Personen und Taten verschwanden so aus der Geschichte. Auch erwähnte Heisenberg an keiner Stelle die laute Propaganda, die – mehrfach bezeugt – er und von Weizsäcker in Bohrs Institut und vor dessen dänischen Mitarbeitern (und deutschen Abhörmikrofonen?) im Hinblick auf einen deutschen Sieg betrieben<sup>52</sup>, erwähnte schon gar nicht: ob deren Eindruck nicht damals und nachträglich das entscheidende Gespräch in Wahrnehmung und Erinnerung verändern mußte. Bohr wiederum korrespondierte noch im Oktober 1941 wenigstens mit von Weizsäcker, als verstünde man sich bestens<sup>53</sup>, versteckte also vor den Freunden seine wahren Empfindungen.

Auf Bohrs Seite erinnerte man sich an Heisenbergs bloß vage Andeutungen<sup>54</sup> und seinen Unwillen, technische Details zu erörtern<sup>55</sup>. Das stimmt mit dessen Ausführungen überein; der führende Kopf des deutschen «Uran-Projekts» wollte keinesfalls des Geheimnisverrats bezichtigt werden können; und Bohr scheute das offene Eingeständnis eines Vertrauensbruchs gegenüber Heisenberg. Doch legte der Däne 1943 in Los Alamos den amerikanischen Kernphysikern um Robert Oppenheimer, Edward Teller, Hans Bethe, Victor F. Weisskopf und anderen, die damals an der Realisierung der Atombombe arbeiteten, eine (heute verschollene) Zeichnung vor, die Bohr 1941 von Heisenberg erhalten haben soll und die Bohr oder seine Zuhörer geneigt waren, als Reaktor bombe zu interpretieren, obgleich Bethe und Weisskopf sie lediglich als Skizze eines Reaktors erklärten<sup>56</sup>.

Wie auch immer, die Zeichnung verdeutlicht, daß das Gespräch mit Heisenberg sich anscheinend doch technischen Details zugewandt hatte und keineswegs so kurz gewesen sein konnte, wie Bohr sich später zu erinnern meinte<sup>57</sup>. Zudem hatte letzterer in einer Denkschrift vom 3. Juli 1944 vermutet, daß die deutsche Seite in den ersten Kriegsjahren keine umfangreichen Versuche zur Gewinnung des spaltbaren Uran 235 unternommen habe; erst 1943 sei ihm eine fieberhafte darauf gerichtete Aktivität der Deutschen aufgefallen<sup>58</sup>. Später, in den Jahren 1957–62, erinnerte er sich umgekehrt: Heisenberg schien ihm nun 1941 die Bombe